Fröchtigen Spiegelsaal bauen, auf dessen Fußboden sich, wenn die Majestät mit irgendeiner seiner Damen ohne Zeugen zu speisen wünschte, mittels einer Maschinerie eine reich besetzte Tafel erhob. Für Stein sorgte das berühmte Königsteiner Fuß in den Felsenkellern der Magdalenenburg. Es wurde unter der Regide des Hofbaurats und Festungsbaumeisters Khau durch den Straßburger Küfer Joh. Philipp Höldke erbaut und 137 Bomben und 50 eiserne Reifen wurden dazu benutzt. Jeder dieser Ringe war ganze 7 Zentner, jeder Boden war 77 Zentner 70 Pfund schwer. Im ganzen war das Faß 17 Ellen lang und hatte 12 Ellen Spundtiefe. Das „Zifferblatt" des riesigen Gebäudes war mit dem kurfürstlichen Wappen, einem dicken Bacchus und anderen ähnlichen Emblemen verziert. Oben darauf beute Böttchermen eine Galerie, auf der August mit den Gemalinnen und Geliebten jener schönen Tage — 60 Personen sollen es gewesen sein — bei der feierlichen Füllung im Jahre 1725 ein großes Gelage veranstaltete. Der Inhalt des Fasses wird verschieden angegeben. Nach den einen hielt es 884 Faß oder 331915 Dresdner Eimer, 649 mehr als das Heidelberger Faß. Nach anderen 4417 Wiener Eimer, 753 mehr als das Heidelberger. Kurz, es war das größte Faß der Welt.

Leider halten alle diese schönen Sachen keinen langen Bestand. Der Spiegelsaal mit dem „Tischlein deck' dich" wurde 1794 durch einen Blitzstrahl geröstet, und das große Faß 1818 auseinandergenommen, bevor es nicht von selbst auseinander fiel. Denn es war längst nichts mehr darin. Seine kolossalen eichenen Dauben haben dann Verwendung als Backgebäck gefunden, die Schilderien und dionysischen Figuren werden im Zwingerschlößchen noch gezeigt. Eine um so merkwürdigere Erinnerung empfängt dagegen die protestantische Festungskirche: ein hölzernes Kruzifix, wie es heißt, das August dem Starken, der bekanntlich später wegen der polnischen Krone katholisch wurde, eigenhändig geschnitzt.

Der Königstein diente aber damals nicht nur höfischen Festen, sondern auch als Staatsgefängnis, und so sah man auf denselben Wegen, wo der derbe, leichtsinnige Page an dem festen Kaffeehorn mit der Mangelgerichte vorbeihüpfte, und wo die Damen des Hofes und die schönen Courtisanen in seidenen Kleidern über die hellen Sandsteinfelsen rauschten, auch manch Blasses Gesicht erscheinen — in Fesseln, bei Nacht, in unheimlichen Fackelschein herausgebracht, um in der Finsternis der Kasematten zu verschwinden. Besonders gefürchtete Verliese waren der Hungerturm, die Mohrenkammer und das Türkenloch.

Im vorigen Jahrhundert eingiebt die Festung nur noch als Sperrfort. 1806 fiel dann hier aus der letzte scharfe Schuß auf eine nahe vorbeiziehende preußische Patrouille. Es war ein Fehlschuß. Man benutzte dazu eine Luntenkanone. Die Lunte verlosche im entscheidenden Augenblick, und ehe man wieder geladen hatte, befand sich „der Feind" in Sicherheit. Trotzdem blieb der Königstein bis vor wenig Jahren dem Publikum hermetisch verschlossen. Erst seit dem Tode König Alberts bereitet sich leise und schmerzlich eine Wandlung in seinem Schicksal vor. Man hat den Sächsischen Militärverein ein geräumiges Haus als Altersheim für ausgediente Soldaten und deren Familien überlassen und unter diesem Titel die interessantesten Partien wieder für den Besuch freigegeben.

Frohen Sinnes schreiten wir auf wohlgepflasterten, wenn auch steilen Wegen den Berg hinan, der uns so manches Mal von fern oder nah angelacht. Schon folgen wir durch den schattigen Laubwald, der den Fuß des Berges mit seinem charakteristischen blauen Schimmer umgibt, zu den Sandsteinmassen heran, die sich, je höher wir kommen, desto heller über uns auftürmen. Hier weht schon eine frischere Luft. Die außerordentlich gut gelegenen, blumenreichen Wiesen, die wir im Zickzack durchkreuzen, haben, wie echte Gebirgswiesen, nur kurzes, starres Gras, und während die Mittagssonne auf uns niederbrennt, daß von dem Rosenstand an Wallroses ein wunderseliger Duft aufsteigt, sehen wir die hochgelegenen Gebüschschaften erst dann dem reichen Zauber der Abschüsse umgeben. Nun noch ein letzter, schwerer Stoß durch Buchen und Kiefern, die den höchsten nackten Felsen umgeben. Zuletzt kommen wir über mehrere Zugbrücken, eins, zwei und drei, und so gelangen wir an das erste Festtor, vor dem zwei Infanteristen schildern. Denn der Königstein wird immer noch durch ein kleines Kommando von 60 Mann aus den Garnisonen Dresden, Bautzen, Pirna, das sich allmonatlich ablöst, bewacht und besucht. Wenn man eine Festung besucht, gehören ein paar Soldaten wohl dazu. In Wirklichkeit hat die alte Veste ihre kriegerische Rolle ausgespielt. Seit unsere neuen, weittragenden Geschütze seiner Höhe von mehreren Seiten her erreichen. In erster Linie waren Unterstände, der so nahe und noch etwas höher ist. Die Dresdner Chausseebauer haben dort vor ein paar Jahren im Schweiße ihres Angesichts ein Plateau herausgeschafft, wie schwerlich wieder ihre unsere Maschineningenieurkunstleistungen erfolgen.

So führt man uns, nachdem wir uns gemeldet, durch ein Gebäude Mittelalter. Das Hauptstück ist gleich der trauriglustig durch den Wallen gruselnde Torgang, mit seiner Fallthür, seinen in die Decke eingelassenen Stangenwerk und den 801 Zentner schweren eisernen Walze, die man nachdrücken in Tätigkeit setzen konnte, wenn der Feind die diesem Verhau durchbrach, um ihn zu zermalmen. Oben sehen wir dann prächtige Renaissancebauten aus der Augusteischen Zeit, klösterlich defekten, wunderbar ausschauen in ihrer edlen Patina. Daneben Mörser aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges und Strickgarne aus noch früherer Zeit. Das ganze, verdaut ebene Plateau des Felsenkolosses ist ringsum von einer Mauer umgeben und mit Gebäuden mannigfacher Art bebaut: außer den militärischen Kasernenbauten, Arsenalen und Zeughäusern gibt es eine protestantische Kirche, eine katholische Kapelle und eine Schule, denn die auf dem Königstein wohnenden Leute bilden eine Gemeinde für sich. Aber das Schönste ist der den ganzen Felsen beschattende Wald mit seinen angenehmen Promenadenwegen, die uns dann einer Bastion zur andern führen, von wo man herrliche Schlußgesichtern und die Wunderwelt der Elbe von der böhmischen Grenze bis Pirna und Dresden hin überblickt. Dr. Johannes Kleinpaul

---

8)

Peter Michel

Ein komischer Roman von Friedrich Huch

Der Besuch Tante Olgas hatte noch ein Nachspiel, das sich jedoch in Peters Heimatsdorf vollzog und dort großes Aufsehen erregte. Es handelte sich im Grunde nur um eine neue Gottesbaudvisite, aber die begleitenden Umstände waren rätselhafter Art.

In einem fürstlichen, reichen, weißen Atlasskleid mit reichem Brokatbesatz, silberblinkend, huschte sie während der Predigt hochrot und eilig wie eine Otter durch die Reihen, indem sie sich nur manchmal nach ihrer langen Schleppe umsah. Das Hüttlein mit der goldenen Traubel stach seltsam in die Luft. Der Pastor hielt einen Augenblick im Gebete inne und betrachtete überrascht die besondere Erscheinung. Sie umkreiste vorsichtig, in großem Bogen die Kanzel und ließ sich endlich in gemessener Entfernung auf einem Stuhle nieder, dessen Nachbar frei war, so daß sie die beiden nach Gefallen oft vertauschen konnte. Ihr flacher Busen hob und senkte sich, funkelnde Blicke schoß sie nach allen Seiten, scharf und schnell sah sie zum Pastor auf, und unterweilt wühlte sie in ihrem Buche nach dem einschlägigen Evangelium, um ihr bei einer Hülfschung des Textes zu ertappen. Aber sie fand die Stelle nicht und klappte es mit dumpfem Knalle wieder zu. Dann weidete sie sich an den erstaunten Blicken rund um sich her. Das Schlußlied sang sie mit, leise und zurückhaltend, da sie sich einbildete, es selbst gemacht zu haben, „eine kleine Sache", wie sie bescheiden dachte. Als sich dann aber die Gemeinde erhob und die Frauen sie umdrängten, schnellte sie aus ihrer Fensterecksitz empor und verließ die Kirche fluchtartig. Da es zu regnen begonnen, stutzte sie einen Augenblick, dann streckte sie dem Himmel ihre Hunde aus, nahm mit einem Ruck ihr Kleid empor, zog die Schleppe vorn zwischen den Beinen durch und eilte von dannen. Ihre roten langen Strümpfe flackerten im Regen, ein Knäuel von Menschen sah ihr nach. Sehr bald aber ließ sie Kleid und Schleppe wieder fahren, und wie sie zu Hause schnell aufs Bett gesprungen war und nun dort lag, streckte sie den Hals, lugte zu ihren Füßen hinunter und besah nachdenklich den Schaden. Dann pfiff sie leise eine wilde Melodie.

Da trat Frau Michel ein. Anstatt von der Kirche heimzukehren, war sie, nicht so flink wie ihre Schwägerin, deren Spur gefolgt, nun stand sie kreuzmuend auf der Schwelle, und tuschend tat sie ihre Frage: wie sie zu diesem Freudkleid gekommen sei. Tante Olga sah durchdringend aufmerksam auf sie, aus ihren großen grauen Augen. Frau Michel fragte dringender. Lautlos und behutsam legte sie da ihre langen Hände vors Gesicht und bedeckte es vollkommen, so, wie man ein flaches Gehäuse über ein Grab tut zum Schutz gegen kommende Unbilden der Witterung. Gewohnt an die Seltsamkeiten ihrer Schwägerin, trat Frau Michel dicht an sie heran und suchte ihre Hände zu entfernen. Da aber stieß sie so fürchterliche, langgezogene, schrille Töne aus, daß sie erschrocken losließ und sie anstarrte. — Unbeweglich lag Fräulein Michel, nicht einmal ihr Atem war zu hören. Frau Michel machte kehrt und lief hinaus.

Tante Olga blieb in ihrer starren Lage, lange Zeit, ohne sich zu rühren, endlich glitten ihre Hände langsam vom Gesicht und fielen auf die Brust, denn sie war eingeschlafen.

Als sie ihre Augen wieder öffnete, war es schon dämmrig in der Stube. Sie setzte sich aufrecht in ihr Bett, zog die Knie unters Kinn und umschlang sie mit den Armen. Da fiel ihr alles wieder ein, sie wandte ihr Gesicht zur Tür, streckte den Oberkörper ein wenig vor, erhob langsam, in weitem Bogen, den Finger und drohte leise in die Leere. Dann sah sie wieder vor sich hin, stieß endlich einen langen Seufzer aus, schnellte sich vom Bett herunter und entledigte sich in größter Eile ihres Silberfantes, den sie sogleich in die tiefste Ecke ihres Schrankes steckte. Und, da sie nichts anderes wußte, kauerte sie sich in einen Winkel neben ihrem Bett und starrte unausgesetzt zur Tür, erst ohne Grund, dann, um sie zu bewachen. Aber alles blieb ruhig, es wurde immer dunkler, ihre Zähne klapperten leise, und sie verspürte großen Hunger. Sie erhob sich wieder, zog ihr graues Hausröckchen an, warf den Mantel um — einen alten, abgetragen Mantel des Großvaters —, stand wieder einen Augenblick bewegungslos, indem sie murmelte: Die Welt ist wie ein Lüftchen, erst kommt das Gelbe, dann das Weiße und dann die Schale — dann verließ sie das Haus, um sich zu ihrem Bruder zu begeben. Wie sie die vielen zusammengeschnittenen Sohlen auf dem Boden liegen sah, vergaß sie ihren Hunger und bezeigte großes Interesse an dem Schuhmachertume, das sie so viele Jahre zu beobachten Gelegenheit hatte. Sie ließ sich eine Menge Handgriffe zeigen, ohne einen Zusammenhang zwischen ihnen zu ahnen, und machte ihrem Bruder den Vorschlag, sich mit ihr zusammenzutun, in die Hauptstadt zu ziehen, dort wollten sie gemeinsam eine Nähstube eröffnen. Frau Michel wäre hier am Orte bleiben. Herr Michel hatte Bedenken. Da rief sie: O du törichter Mann! Wie wenig du die Welt kennst! Hunderte von Männern trennen sich von ihren Frauen, und noch wegen ganz anderer Dinge.

Dann fragte sie ihn, wenn heute die Polizei alles Kupfergeschirr der Welt verhaften würde, wieviel da wohl zusammen käme. Und während Herr Michel einen Berg von Kesseln aufgetürmt sah, noch höher als der höchste Hügel, den er kannte, fuhr sie von ihrem Stuhl empor und sagte, sie vergäße ganz den Heimgang. Ziellos irrte sie draußen in der Nähe. Durch Zufall traf sie auf ihre Schwägerin. Frau Michel war am Spätnachmittag bei der Schulzenfrau gewesen, ihrer besten Freundin, bei der sie auch noch andere Gesellschaft traf.

Sie liegt auf ihrem Bett und schreit! war alles, was sie auf die Fragen zu erwidern wußte, dann schwiegen alle und blickten geblendet in die Lampe; gleißend und lockend schimmerte das Kleid vor ihrem Augen, und die Frau Pastor sagte endlich: Ich weiß es klar, der Teufel führt uns in Versuchung; was hilft da alles Denken. Und sie schreit, weil sie den Teufel in sich hat.

Dieses leuchtete allen ein, und auch Frau Michel nahm sich vor, es zu glauben, wenn sie nicht anderen Ausweg fände. Auf diesem Ausweg befand sie sich bereits, er schien glatt und eben, aber gerade wenn sie schon glaubte, denkgen zu sein, war er plötzlich wieder versperrt. Ihre Ueberlegungen waren folgende: Daß ihrer Schwägerin das Kleid um Mitternacht in den Schoß gelegen sei, schien ihr unwahrscheinlich, denn im Prinzip glaubte sie an keinen Teufel. Es mußte ihr also das auskörös gekommen sein. Was war natürlicher, als daß sie es in letzter Woche, als sie von Peters Konfirmation im fernen Städtchen heimreisten, in der Postkutsche mitbrachte. Zwar erinnerte sie sich nicht, ein fremdes Paket erblickt zu haben, aber wie viele Pakete übersieht man nicht in seinem Leben, wenn sie einen vorläufig nichts angehen! Seit jenem Augenblick, wo Tante Olga verschwand, überraschend, nachdem die Konfirmation bereits bestand war und die Gemeinde die Kirche schon verlassen hatte, durch die Pforte drang, seit jenem Augenblick bis zur Heimfahrt in ihr Dörfchen waren sie stets beisammen gewesen. Sie mußte sich also das Kleid schon vorher verschafft haben . . . aber hier blieb alles dunkel. Oft und oft machte Frau Michel diesen Gedankenweg, wie ein Tier, das eingeschlossen ist und immer wieder denselben kleinen Gang hinabläuft, da es nur diesen einzigen gibt, und an seinem Ende regelmäßig mit der Schnauze an die Wand stößt.

Argwöhnisch spähte Tante Olga jetzt auf die sich nahende Gestalt, von der sie vorläufig noch nicht wußte, was es war. Dann aber schrie sie auf, denn Fanny, den sie in der Dunkelheit nicht sah, war über ihre Füße gestrauchelt, und sie hatte geglaubt, es wäre ein Mannsbild. Frau Michel kam eine plötzliche Erleuchtung: Olga! sagte sie in strengem Ton, du hast das Kleid gestohlen!

Einen Augenblick war Stille, dann fiel Fräulein Michel mit lautem, tiefem Bassion ein: Oho! aha! halt den Dieb! und entwich in die Finsternis, gefolgt von Fanny, der aufgeregt und toll bald den Saum ihres flatternden Kleides, bald einen ihrer Arme zu erwischen suchte, und endlich wie flehend in den Vorausspring. Halt den Dieb! halt den Dieb! verklang es in der Ferne.

Am nächsten Morgen war die Kirche beängstend voll besucht. Fräulein Michel hatte eine dunkel-furchtbare Tat vorhergesagt für diesen Tag, an dem es, ihrem Ausdruck nach, zwischen ihr und dem Pastor, ja vielleicht einem noch Höheren, ein für allemal zum Austrag kommen werde. Sie hatte hinzugesetzt: In voller Wehr werd' ich erscheinen! so daß man einen noch gesteigerten Anblick erwartete. Minute auf Minute verrann, der Pastor schielte ängstlich über sein Gebetbuch weg zur Kirchentür — und wirklich, da erschien das Aergernis, aber nicht gleißend angetan, aber gar noch gleißender als das letztemal, sondern in beschränkten grauen Hausrock, mit verweinten Augen. Demütig setzte sich Fräulein Michel auf die letzte Bank, wo sie schlicht verharrte, so daß man sie, nachdem die Kirche sich geleert, verteilen mußte. Eine dichte Menge umstand sie, neugierige Fragen umflogen sie, wo denn ihr Kleid geblieben sei; sie aber antwortete nicht und schlich weinend wieder nach Hause.

Nie mehr ward das Kleid gesehen, nie ward seine Herkunft und sein Hingang aufgeklärt, denn der einzige Mann, der davon wußte, schwieg, und das war der Großvater. Er empfing einen Brief vom Kantor, der die Entlassung Reserte.

Eines Morgens nämlich besuchte den Kantor eine Dame, die niemand kannte, und die auch sogleich wieder in ihre diskrete Abgeschlossenheit zurückkrat. Sie nannte sich Fräulein Minthe und hatte in früheren Jahren Fräulein Michels Bekanntschaft in einer kleineren Stadt gemacht. Bei näherem Verkehr hielt sie sie für eine gebildete und geistreiche Person, sie wurden Freundinnen und wechselten Liebesringe. Nun hatte Fräulein Minthe eine Base, die jetzt tot war, früher aber bei einer Herzogin als Kammermädchen diente. Testamentarisch vermachte ein abgelegtes, aber immer noch recht prächtiges Prunkkleid der Fürstin von der Base auf Fräulein Minthe über.

Einst, in einer weichen Stunde, zeigte sie Fräulein Michel diesen Schatz, und von da an waren deren Gedanken nur auf ihn gerichtet. Da war ihre Freundschaft natürlich zu Ende. Sie trennten sich, und Fräulein Michel war für sie verschollen, Jahre und Jahre hindurch, bis jetzt das Schreckliche hereinbrach: Als sie am letzten Sonntag von einem Ausflüge heimkehrte, war der Schrank geöffnet und das Kleid verschwunden. Daß aller Wahrscheinlichkeit nach Fräulein Michel der Dieb war, ging daraus hervor, daß diese ihr gleich am folgenden Tage brieflich versicherte, sie sei gestorben — ein ganz plumpes Manöver, das den Verdacht von ihr ablenken sollte und sowas sie sich nur selbst verriet. Zu allem Ueberfluß degenerte ihr am selben Tage ein Junge, hinter dem ein anderer die Worte herrief und -sang:

Michel Peter, Michel Peter,
Nichts versteht er, nichts versteht er.

Auf diesen Jungen nun, den sie im übrigen ganz außerordentlich lobte, stürzte sie sich mit der Frage: Hast du eine Tante Olga? Er bejahte dieses stark erröten und erzählte, daß sie am Sonntag zu seiner Konfirmation dagewesen, aber bereits wieder abgereist sei. Darauf begab sie sich zu seinem Pensionsvater, dem Kantor. Der schrieb an den Großvater, und der ging hin zu Tante Olga und brachte ihr mit Polizei und ewigem Zuchthaus. Erschrocken wickelte sie das Kleid zu einer Kugel, trug diese nächtlich zu dem Haus des Großvaters und warf sie zu seinem Schlafzimmerfenster hinein. Im Pakete lag ein Zettel, darauf bat sie sehr bescheiden und in ganz normalen Ausdrücken: Fräulein Minthe möge sie doch jenes Kleid in etwa fünfzig Jahren glattgut vermachen. Alle nach unten freiumlaufenden Buchstabenstriche ihrer dünnen, langgezogenen Schrift hatte sie nach Schluß des Schreibens verlängert, nach einem festen Punkte hin, unten auf dem Papier, wo sie sich sämtlich trafen. Daran hatte sie einen spitzbubenartigen Haken gemacht, und dieser Haken traf mitten in ein schiefes Herz, in dem „Olga" stand, welches Wort zugleich die Unterschrift des Briefes war. (Fortsetzung folgt.)

Umschau

Volkskunde Vom Pfingstochsen. „Aufgehauen wie'n Pfingstochse" ist eine landläufige Redensart, mit der man die ganz bestimmte Vorstellung eines übersteigen und geschmacklos geputzten Menschen verbindet. Die Volkskunde aber wird durch diesen drastischen Satz auf mannigfaltige Probleme gerichtet, die den Helden dieser Redensart, den volgmaranten Pfingstochsen, zum Mittelpunkt haben. Das Pfingstfest hat ja von jeher im Hinterlesen eine große Rolle gespielt, denn um diese Zeit wurde das Vieh wieder auf die Weide getrieben und nach der winterlichen Haft in Stube und Stall bedürfen Hirten und Hirtinnen mit besonderem Zudel ins Freie. Zum Pfingstfest wird daher das Vieh besonders aber auch mit Schellen geschmückt; die Pferde und Kühe, die am Pfingstmorgen auf die Weide getrieben werden, erhalten die sogenannte „Taufkerze", einen Rosenbusch an dem Schweif. Auch die Hörner werden vielfach mit Blumen aufgeputzt; für einzelne Orte des Kreises Bautzen, wie des Kreises Wunsen, ist die Pfingstfitte bezeugt, daß die beste, am meisten Milch gebende Kuh durch einen Kranz ausgezeichnet wird. Ein festlicher Umzug der geschmückten Tiere schließt sich an; bei den Pfingstfestlichkeiten der Hirten werden sogar auf freiem Felde Wettläufe von Pferden veranstaltet. Unter all den Tieren der Herden hat nun aber der Ochse seine besondere Stellung im Pfingstbrauch erhalten. Namentlich im Erzgebirgischen und im Mittelsächsischen hört man auf den wirklichen Wiederkäuer die höchsten Ehren. Die Mühe, sich ihnen bereits mehrere Tage vor dem Fest des heiligen Pfingstochsen zu kosten Pulsen, an den vergoldeten Hörnern mit Blumenkränzen, Tüchern und Bändern geschmückt, durch die Straßen, und von allen Seiten eilt man herbei